

Ende reicht. Wenn es auch Schergen und Büttel sind, die unsere Lebensarbeit, unsere Lebensplage, unsere Lebensmarter uns aufhalsen, sie sind doch nur Diener eines Größeren. Und dieser ihr großer Herr ist auch ein großer Liebender. Er lenkt sein Schiffelein über die Wellen, um zu uns zu fahren, und alles, was uns begegnet, ist ein Stückchen Weg, auf dem er uns näherkommt. Er spielt mit den Rudern seines Fahrzeugs, so daß wir zuweilen ihn gar nicht mehr sehen hinter den großen Wogen, die er aufwühlt. Aber lassen wir ihn spielen mit Rudern und Wogen, er kommt ja doch zu uns.

So wollen wir, auch wir die Ruder in die Hand nehmen, an die wir geschmiedet sind, und auf die Wogen hinausfahren, die uns schier allen Ausblick versperren; denn seht, meine Freunde, gerade über diese Wogen geht der Weg zu Ihm, und eben mit diesen Rudern fahren wir zu Ihm. Selbst der törichteste Zwang endet irgendwo in Freiheit, und die dunkelste Verlassenheit ist nur ein Torweg zum Beisammensein, das gleichgültigste und sinnloseste Tun ist wie ein Brückenbogen, über den wir gehen, und das häßlichste Schicksal ein Schleier, hinter dem die Schönheit steht. Darum nehmen wir all das frei und lässig, sorglos und unbeschwert in unsere Hände. Wir nehmen es nicht schwerer als ein Spiel, das man eben spielt, bis die Zeit vorüber ist, aber auch nicht gleichgültiger und nicht teilnahmsloser als ein Spiel, mit dem ein Kind seinen Tag ausfüllt, ernst und hingegeben, aber stets bereit, es liegen zu lassen, wenn die rufende Stimme aus dem Hause klingt und ihm sagt: Nun komm!

Meine Freunde, so darf ich also doch die Kinderfrage noch einmal stellen und sogar eine Antwort geben, so gut ich sie verstehe: Was wollen wir heute spielen? Ach, meine Freunde, laßt uns spielen, was Er mit uns tun will! Lassen wir Ihn tun, wie Er mag! Und dieses unser Gewährenlassen soll sein wie ein Spiel: heiter, sorglos, frei und unbefangen, ohne Krampf und ohne Hast, ohne Angst und ohne Trübsinn. Kommt, laßt uns heute und allezeit spielen, was Gott mit uns tut!

Wege zum deutschen Nationalbewußtsein

Von Jakob Overmans S. J.

Bekanntlich sind wenige Wörter so vieldeutig wie das Wort Nation. Kommt man zu Schiff in flandrische Häfen, so sieht man auf Schildern von Lagerhäusern, daß Transportgesellschaften sich nach ihren Gründern Ruiz-Nation, Vijt-Nation usw. nennen. Auf dem Friedhof in Upsala findet man Grabsteine mit der Inschrift Gotland-Nation oder Värmland-Nation, weil diese Gräber den Nationen, d. h. den studentischen Landsmannschaften, der schwedischen Provinzen Gotland oder Värmland gehören. Im Wörterbuch der Brüder Grimm (Bd. 7, Leipzig 1889) kann man lesen, daß im Brandenburgischen die Schweinehirten und die Viehmägde ihre Pfleglinge als Nation bezeichneten. Als die Polen kein eigenes Staatsgebiet besaßen, gaben sie den Anspruch, eine Nation zu sein, nicht auf. Den in alle Welt versprengten Juden wird man auch dann nicht bestreiten, daß

sie eine Nation sind, wenn man von jeder Beziehung zu Palästina absieht. Die Staatsbürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika fühlen sich heute durchaus als eine Nation, obgleich sie aus vielen voneinander sehr verschiedenen Völkern stammen. Niederdeutsche und Holländer stehen sich rassistisch sehr nahe und sind dennoch national getrennt. Serben und Kroaten sind sprachlich und staatlich geeint, aber zwei Nationen.

Wie das Beispiel der flandrischen Transportgesellschaften, aber auch das der Schweiz und der Vereinigten Staaten von Nordamerika besonders deutlich zeigt, ist das Wesensmerkmal gemeinsamer Abstammung — im Lateinischen heißt „natio“ ja zunächst Geburt — nicht immer im eigentlichen Sinne festgehalten worden, sondern man hat den Namen für die aus einer und derselben körperlichen Lebensquelle entstandene Gemeinschaft auf sonstwie zusammengehörige Lebewesen und im Lateinischen sogar auf leblose Naturerzeugnisse gleicher Art übertragen. Man achtete zuletzt mehr auf die Gleichheit selbst als auf ihre Ursache. Immerhin läßt sich gerade bei der großen Lebensgemeinschaft, die wir heute vorzugsweise als Nation bezeichnen, begrifflich alles Wesentliche von einer ursprünglichen Familienzusammengehörigkeit her verstehen: die Familienglieder suchten auch bei zunehmender Zahl räumlich miteinander in Verbindung zu bleiben, also ein zusammenhängendes Wohngebiet zu besetzen; sie entwickelten die Sprache und alles geistige Leben als gemeinsamen Besitz, ordneten ihre Wirtschaft im Hinblick auf gemeinsame Vorteile und Nachteile und gaben dem Ganzen Ausgleich und Dauer durch eine gemeinsame Staatsautorität.

Oft ist aber im Laufe der Geschichte sogar eine schon staatlich gefestigte Volksgemeinschaft aus wirtschaftlichen, dynastischen oder religiösen Gründen aufgelöst worden, und die Teile haben sich zu selbständigen Staaten, zuweilen auch zu neuen Nationen entwickelt oder sind mit andern Nationen fast völlig verschmolzen. Es gibt im heutigen Europa keinen einzigen Staat, dessen Bevölkerung nicht starke Unterschiede nach Rasse, Religion und weltlichem Kulturstreben aufwiese, so daß ein wirklichkeitstreuer Begriff nationaler Einheit immer für sehr viele Mannigfaltigkeiten Raum zu lassen hat. Und andererseits haben sich auch die mächtigsten Staaten damit abfinden müssen, daß ihnen große Gruppen, die dem Kern des Staatsvolkes nach Rasse und Kultur gleichartig sind, politisch nicht unterstehen, oft nicht einmal unterstehen wollen, obgleich sie angrenzende oder naheliegende Gebiete bewohnen, geschweige denn in den nicht seltenen Fällen, wo sie in weiter Ferne ein mehr oder weniger geschlossenes Siedlungsgebiet gefunden haben. Ob die staatliche Einigung für ein Volk vorteilhaft ist, hängt natürlich davon ab, wie die Gesamtheit der stofflichen und geistigen Güter der Volksangehörigen auf die Dauer besser geschützt und gemehrt werden kann, und wie das Volk selbst, gegen dessen Willen sich ja kein gedeihliches Staatsleben zu entwickeln vermag, über diese oft nicht leichte Frage schließlich urteilt.

Wenn demnach sowohl bei ursprünglich gleicher wie bei ursprünglich verschiedener Abstammung eines werdenden Staatsvolkes die Kräfte seines geschichtlichen Lebens darüber entscheiden, ob und in welcher Zu-

sammensetzung es zu einer Nation wird, so ist es ganz aussichtslos, ein ausgereiftes Nationalbewußtsein ohne Rücksicht auf die Geschichte seiner Entstehung begreifen zu wollen. Insofern hat zur Klärung und Festigung des heutigen deutschen Nationalbewußtseins einen noch viel zu wenig beachteten Weg der Karlsruher Professor Franz Schnabel gewiesen, als er gleich im ersten Bande (S. 131) seiner ungewöhnlich gedankenreichen Wanderung durch die deutsche Vergangenheit den nationalen Gedanken eines der „beherrschenden Ideale des 19. Jahrhunderts“ nannte¹. Noch läßt sich der Plan dieses trotz leidiger Wiederholungen fesselnd geschriebenen und zugleich durch sorgfältige Belege gesicherten Werkes, das von der Großen Französischen Revolution an das deutsche Leben in allseitiger Schau nachzeichnen will, nicht vollständig übersehen, aber schon jetzt wird hier jedem klar, wie innig das heutige deutsche Nationalbewußtsein, unbeschadet aller Weiterentwicklung mit dem Geiste, mit der Wirtschaft, mit dem Staate des 19. Jahrhunderts verwachsen bleibt.

Was von deutschem Nationalbewußtsein im Mittelalter lebendig gewesen war, ist Schnabel nicht entgangen; aber mit vollem Recht betont er (I 128 ff.), daß der Gedanke Dantes: wie der Fisch im Meer, fühle der Weise sich in der ganzen Welt zu Hause, die Jahrhunderte nach der Renaissance wenigstens in dem Sinne beherrscht hat, in dem Rousseau meinte, es gebe nur noch Europäer. „Alle Geister, die am Aufbau der modernen Welt mitgewirkt haben, sind in dieser europäischen Breite des Lebens gestanden und haben den geistigen Verkehr über die politischen Grenzen hinweggetragen.“ Erst als die wichtigste Trägerin dieser Europagesinnung, die vom Adel geführte internationale „Gesellschaft“, durch die Französische Revolution größtenteils ihre Grundlagen verloren hatte, rückte der Nationalismus Schritt um Schritt in alle Lebensgebiete ein. „Das 19. Jahrhundert hat durch die Erweckung der Völker zum Eigenleben und Selbstbewußtsein ungeahnte Kräfte gehoben und gewaltige Werke aufgetürmt, aber es hat dadurch zugleich die Machtkämpfe zwischen den europäischen Staaten gewaltig vertieft.“

Zu deutschem Eigenleben hatte schon vor dem Tode Rousseaus Herder aufgerufen, und wenigstens soweit es sich um die deutsche wie um die allgemein europäische Wendung zum Volkstum handelt, wird er zutreffend von Schnabel (I 187) als „der geistige Vater des 19. Jahrhunderts“ bezeichnet. Was ihm als deutsche Einheit vorschwebte, war noch nicht ein nationaler Staat, wohl aber eine nationale Gemeinschaft des Geistes und des Schicksals. Gewiß ist in der Fachwissenschaft diese Auffassung von der bis heute weiterwirkenden nationalen Bedeutung Herders nicht neu, doch ist sie auch nicht so verbreitet, daß man sich wundern könnte, bei dem Frankfurter Germanisten Franz Schultz (I 167) die Frage zu lesen: „Wer weiß wirklich um ihn? Wie viele oder wie wenige haben einen

¹ Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Von Franz Schnabel. Freiburg i. Br. 1929 ff., Herder. Bis jetzt sind erschienen: I. Die Grundlagen (XII u. 628 S.), geb. M. 14.40. II. Monarchie und Volkssouveränität (X u. 414 S.), geb. M. 9.80. III. Erfahrungswissenschaften und Technik (X u. 500 S.), geb. M. 11.40.

Hauch verspürt des Deutsch-Typischen oder des Individuell-Einmaligen an ihm?“² Besonders lehrreich sind die von Schultz (I 161 ff. u. 299) gebrachten Nachweise, daß in Herders Begriff des Deutschtums Antike, Christentum und Volkstum einheitlich verbunden waren und daß dieser Begriff von sichtbarem Einfluß nicht nur auf die Geschichtswissenschaft der Folgezeit, sondern auch auf die Entwicklung der Staatslehre gewesen ist, wie denn Schultz in seinem aus gründlicher Sachkenntnis erwachsenen Buche überhaupt mit Erfolg bemüht ist, das ausgesprochen Deutsche im Denken und Dichten unserer Klassik näher, als man bisher gewohnt war, an den unzweifelhaften Nationalismus der Romantik heranzurücken. Dabei wird von Schiller noch nicht ausführlich behandelt. Jedenfalls ist mit Schnabel (I 289) sein oft machtpolitisch mißbrauchtes Wort vom „Tag des Deutschen“, der „die Ernte der ganzen Zeit“ sei, nicht auf die Überlegenheit eines deutschen Nationalstaates oder einer naturwissenschaftlich aufgefaßten Rasse, sondern auf die geistige Sendung des deutschen Volkes zu beziehen. Denn in den bekanntlich unausgeführten Entwürfen aus dem Jahre 1797, in denen dieses Wort steht, schreibt Schiller ausdrücklich: „Abgesondert von dem politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten. Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt im Charakter der Nation, der von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist.“³

Daß die Romantiker deutlicher auch auf die äußere Verwirklichung der geistigen Einheit wiesen, erklärt sich teils aus ihrer Auffassung von der Wirklichkeit des Mittelalters mit seinen kämpfenden Rittern, seinen gewerbefleißigen Zünften, seinem katholischen Kaisertum, teils aus der gemeinsamen Erhebung der deutschen Stämme gegen Napoleon. Allerdings wurde die Befreiung von seiner Knechtschaft nicht als rein deutsche Angelegenheit empfunden, aber die Dichter riefen doch nun, ob mit dem krankhaften Haß von Kleists „Hermannsschlacht“, ob in ergriffener Schau der Heldengeister, die aus den Kaisergräbern zur Leipziger Völkerschlacht ziehen, oder in Sehnsucht nach dem Erwachen des im Kyffhäuser schlafenden Staufers alles Deutsche zum Ringen um ein politisches Ziel auf. Immerhin hat 1813 selbst ein so rauher Streiter wie Ernst Moritz Arndt in einem seiner berühmtesten Lieder die Liebe zum „ganzen Deutschland“ nicht als Drang zu staatlicher Einheit, sondern als Bekenntnis zur Gemeinschaft deutschen Geistes verstanden, „so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt“.

Wenigstens ebenso geistig wie politisch war von Anfang an auch „Deutschland, Deutschland über alles“ von Hoffmann v. Fallersleben gedacht. Wir sind darüber sehr genau durch eine in den Schriften der Deutschen Akademie erschienene Untersuchung des Herausgebers der

² Klassik und Romantik der Deutschen. I. Teil: Die Grundlagen der klassisch-romantischen Literatur. Von Franz Schultz. 80 (IV u. 310) Stuttgart 1935, Metzler. M 7.75.

³ Schillers Sämtliche Werke, hist.-krit. Ausgabe von Güntter und Witkowski. Bd. 20 (Leipzig 1910 f.) S. 517.

Werke und Briefe des Dichters unterrichtet⁴. Hoffmann formte das Lied im Sommer 1841 auf dem damals englischen Helgoland bewußt nach der gefühlsmächtigen Melodie Haydns als Mahnruf zu brüderlichem Zusammenstehen aller Deutschen in der Verteidigung rechtlich gesicherter Freiheit des Volkslebens (45 ff.). Deutsches Ringen um „Einigkeit und Recht und Freiheit“ gewann für ihn einen zugleich übernationalen Sinn (56 63), und „über alles“ ging ihm dieses Deutschland nicht im Sinne politischer Herrschaft, sondern weil es ihm lieber war als alle andern Länder (64).

Wirklich volkstümlicher Ausdruck des gemeinsamen nationalen Sehens wurde aber mehr als ein Menschenalter lang nicht Hoffmanns Lied, sondern zwei im gleichen Jahre mit ihm entstandene Rheinlieder, zunächst „Sie sollen ihn nicht haben“ von Nikolaus Becker und seit 1870 „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ von Max Schneckenburger. Und doch war „Deutschland, Deutschland über alles“ bis 1872 schon achtundfünfzigmal vertont worden (Gerstenberg 73)! Ob Hoffmanns revolutionäre Vergangenheit oder die im Lied ausgesprochene Verherrlichung des Volkes und nicht des Fürsten das monarchische Empfinden jener Jahrzehnte verletzte, jedenfalls scheint dieses Deutschlandlied bei keiner amtlichen Gelegenheit gesungen worden zu sein, bis es 1890 auf Helgoland erklang, als die Insel in deutschen Besitz übergang. Dann aber eroberte es sich, wie man bei Gerstenberg (75 ff.) nachlesen mag, in mächtigem Siegeslauf alles, was deutsch fühlt. Es einte die festlichen Scharen bei der Enthüllung des Bismarckdenkmals vor dem Reichstagsgebäude, es begleitete Heer und Heimat im Weltkriege, und es straffte die deutsche Nationalversammlung nach der Mitteilung der harten Friedensbedingungen. Reichspräsident Friedrich Ebert erhob es zur amtlichen Nationalhymne, und ebenso jubelnd umschloß es beim Sängerbundesfeste des Jahres 1932 in der Frankfurter Paulskirche Tausende von Deutschen des Inlandes und Auslandes wie am 17. Mai 1933 die dichtgedrängte Reichstagsversammlung nach Anhörung von Adolf Hitlers Friedensbekenntnis.

Überaus zahlreich sind neben dem Deutschlandlied und den beiden Rheinliedern andere Gestaltungen des Nationalbewußtseins in der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts. Der Herausgeber der Zeitschrift „Deutsche Bildung“ hat ihnen den größten Teil eines Buches gewidmet, das nach Form und Inhalt gewiß nicht immer sorgfältig abgewogen ist, aber doch bequem manche sonst mühsam zu suchende Wege weist⁵. Dabei ist zu beachten, daß auch die verhältnismäßig wenigen Dichter, die nationaldeutsches Denken bekämpften oder verhöhnten, für sein starkes Vorhandensein auf der Gegenseite zeugen und es oft wider Willen gefördert haben. Und wenn seit dem zweiten Jahrzehnt nach dem siegreichen Ausgang des Deutsch-Französischen Krieges die nationalen Klänge mehr

⁴ Deutschland über alles! Vom Sinn und Werden der deutschen Volkshymne. Von Heinrich Gerstenberg. 8° (II u. 140) München 1933, Reinhardt. M 2.80.

⁵ Der Staatsgedanke in der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Von Johann Georg Sprengel. 8° (XIV u. 226) Berlin 1933, Junker & Dünhaupt. M 4.80.

und mehr vor den sozialen verstummten, so bewiesen Weltkrieg und Nachkriegszeit überwältigend, daß in den deutschen Dichtern, den alten wie den jungen, die Begeisterung für ihr Vaterland keineswegs erstorben war.

Was in solcher Vielstimmigkeit ein Jahrhundert lang durch die Dichtung laut geworden ist, kann selbstverständlich in der Wissenschaft nicht stumm geblieben sein. Tatsächlich war sie seit dem Beginn der Romantik unverkennbar bemüht, hinter aller Buntheit deutschen Volkstums die Einheit deutschen Geistes zu ergründen. In dieser Absicht begann Joseph Görres mit der damals auffallenden Neuheit germanistischer Universitätsvorlesungen und sammelten die Brüder Grimm die „Kinder- und Hausmärchen“. Wenn Jakob Grimm jahrzehntelang nach allen Seiten in die Tiefen der deutschen Sprache eindrang, war ihm die Grammatik „mehr als nur eine Geschichte der Formen und ihrer Verbindungen: sie offenbarte ihm das Wesen des germanischen Volkes“ (Schnabel III 72). Und als der Freiherr vom Stein 1819 in Frankfurt die Gesellschaft der „Monumenta Germaniae Historica“ gegründet hatte, sprach sich in dem Leitwort aller Bände: „Mut gibt uns die heilige Liebe zum Vaterlande“, immer wieder der höchste Sinn des Unternehmens aus. „Die geistige Einheit aller deutschen Stämme sollte aus der Erinnerung an die gemeinsame vaterländische Geschichte entstehen, sie sollte wachsen in der Pflege der großartigen wissenschaftlichen Aufgabe und so die staatliche Einheit vorbereiten“ (Schnabel III 104). Für diese Einheit, die Görres durch eine freiheitliche Staatsverfassung über die Gesamtheit des deutschen Volkes wölben wollte, hatte schon der „Rheinische Merkur“ gekämpft, und gleichzeitig war in einer weithin gefeierten Schrift „Über die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechtes für Deutschland“ der Heidelberger Professor Thibaut gegen die dem gemeinsamen Vaterlandsgefühl wie dem Gedeihen der Wirtschaft hinderliche Zersplitterung aufgetreten. Auch die „Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte“, die 1822 zum ersten Male tagte, hat sich, sobald sie es ohne die Gefahr, als revolutionär verdächtigt zu werden, wagen konnte, zu dem Berufe bekannt, „in den zerstreuten Söhnen des großen Vaterlandes den Gedanken des innern Zusammenhanges zu erwecken“ (Schnabel III 196).

Was Jakob Grimm in der Widmung seiner „Geschichte der deutschen Sprache“ (Leipzig 1848, Bd. I, S. III—VI) an Gervinus schrieb, könnte dem Inhalt nach von heute sein und war doch auch damals zahllosen Professoren und Studenten aus der Seele gesprochen. Nur „ein roher Wahn“ meine, „alle unsere Geschichte von Arminius an sei als unnütz der Vergessenheit zu übergeben“, und alle nationalen Unterschiede versänken am besten in „dem bodenlosen Meer einer Allgemeinheit, das alle Länder überfluten soll“. Glücklicherweise siegte aber allmählich der „sich zunächst dem Forscher in der Sprache enthüllende Grundsatz, daß zwischen großen und waltenden Völkern (neben welchen es jederzeit unterwürfige und bewältigte gab) auf die Dauer allein sie scheide und anders redende nicht erobert werden sollen“. Ohne Zögern müßten die Volksgenossen „in unserem widernatürlich gespaltenen Vaterland“ sich nach

Stämmen über die „unbefugte Teilung der Fürsten“ hinweg zusammenfinden, aber zugleich habe jeder Stamm der „heißersehnten, uns allein Macht verleihenden Einheit“ aus geschichtlicher Ehrenpflicht „freudige Opfer“ zu bringen. Mit Recht sagt Schnabel (III 143) zusammenfassend für die ersten zwei Drittel des 19. Jahrhunderts: „Wenn die deutsche Wissenschaft an den Einzelstaat geknüpft war, so hat dies doch nicht gehindert, daß sie selbst ein Element des nationalen Zusammenschlusses geworden ist.“ Und als in der nicht gerade hochnationalen Zeit um 1880 der Entdecker Pergamons, der doch sein Herz an die Schönheit der altgriechischen Kunst gesetzt hatte, nicht für ein gesamtdeutsches, sondern ein preußisches Museum arbeitete, flossen ihm wie von selbst am Schlusse seines ersten Berichtes (S. 52) bewegte Worte des Gedenkens an Deutschland in die Feder: „Das Werk ist gediehen zu Glück und Segen, zu Gewinn für Kunst und Wissenschaft, zur Freude unseres Kaiserhauses, zur Ehre des deutschen Namens und zum dauernden Schmucke des vaterländischen Museums.“⁶

Im allgemeinen kamen die deutschen Gelehrten des 19. Jahrhunderts nach dem Vorgang Herders zur Staatseinheit von der Volkseinheit her. Schon Fichte hatte gelehrt, das Volk liege „weit hinaus über dem Staat“, es forme den Staat aus der völkischen Art, und die habe sich das deutsche Volk trotz aller Ausländerei mehr als andere Völker zu bewahren gewußt (Schnabel I 297). Dieselbe Überzeugung führte Savigny und seine mächtige Schule zu der Lehre, alle Gesetze seien aus dem Volksgeist abzuleiten, und während der Meister in dem jahrhundertelangen Verwachsen römischen und deutschen Rechtslebens „das Walten des Volksgeistes“ erblickte, betrachtete der aus seiner Schule hervorgegangene Georg Beseler die Übernahme des römischen Rechtes als ein „Nationalunglück“ (Schnabel III 64 ff.). Beide machten also die Eigenart des Volkes zur entscheidenden Voraussetzung der staatlichen Formen. Allerdings hatte Fichte in der deutschen Volksart zugleich die vollkommenste Menschenart zu erkennen gemeint und deshalb dem von ihm ersehnten deutschen Vernunftstaate das Recht verliehen, alle Volksgenossen, ohne den langsamen Gang der natürlichen Entwicklung zu beachten, in seine Einheit zu zwingen. So hat „von ihm jener Glaube an die Allmacht des Staates seinen Ausgang genommen, der dann auf dem Wege über Hegels Rechtsphilosophie in Preußen sich festigte; alle Prediger einer gewaltsamen staatlichen Gesinnungsbildung haben darum in Fichte ihren erhabenen Vorläufer verehrt“, der Sozialist Lassalle nicht weniger als der Nationalist Heinrich v. Treitschke (Schnabel I 299).

Übrigens kam Fichtes katholisch gewordener Zeitgenosse Adam Müller ohne Fichtes Rationalismus ebenfalls zu einer heute doppelt bemerkenswerten Ansicht von deutscher Macht. „Schon er hat die kriegerische Kraft und den ritterlichen Geist als die besondern Eigentümlichkeiten des deutschen Wesens gefeiert und durch den europäischen Adel aller Länder die

⁶ Der Entdecker von Pergamon, Carl Humann. Ein Lebensbild, herausgegeben von Carl Schuchhardt und Theodor Wiegand. 2. Aufl. 8^o (IV u. 168 S., 16 Tafeln) Berlin 1931, Grote. Kart. M 3.20.

germanische Erobererschicht über den unterworfenen Rassen von minderere Geltung herrschen sehen“ (Schnabel I 312). Daß in denselben Jahren ein schroffer Förderer der nationalen Einheit, der Turnvater Jahn, die Beseitigung aller Standesunterschiede und rücksichtslose Kraftworte gegen Welsche und Juden für den echten Ausdruck altdeutschen Wesens hielt, ist bekannt. Führende deutsche Geister aber konnten sich nie mit Jahns grobschlächtigem Nationalismus befreunden, sondern sie bauten sich unbeschadet ihrer deutschen Gesinnung aus den Werten aller Nationen den gemeinsamen Wert der Menschheit auf. So am Anfang des 19. Jahrhunderts Wilhelm v. Humboldt (Schnabel I 301), so am Ende Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, der sich in seinen Erinnerungen stolz als „achtzigjährigen Preußen“ (S. 8) bezeichnet, und im ganzen Buch als Preußen bewährt, aber dennoch 1910 in seiner Festrede bei der Jahrhundertfeier der Universität Berlin den ausländischen Gästen sagte (S. 318): „Treu halten wir ein jeglicher an seinem Volkstum, und gerade damit dienen wir der Menschheit, denn wir wissen, daß die Weltkultur daran hängt, daß sie eine Harmonie von vielen, möglichst vielen Volksindividualitäten bleibt oder wird, während die Uniformierung ihr Tod sein würde.“⁷

Während so von Dichtern und Gelehrten immer wieder in allen Teilen Deutschlands das Nationalgefühl geweckt wurde, fehlte nicht der von oberflächlichen Schwärmern gern übersehene Antrieb des wirtschaftlichen Nutzens, der zur Beseitigung hinderlicher Handelsgrenzen und dadurch auch sehr vieler Staatsgrenzen innerhalb des deutschen Wohngebietes drängte. Die zahlreichen Binnenzölle wurden in den ersten Jahrzehnten nach dem Wiener Kongreß, der sie bereits vermindert hatte, als unerträglich empfunden. Nicht bloß die Wagenzüge der Kaufleute, die von allen Seiten her auf deutschen Landstraßen zu den Leipziger oder Frankfurter Messen fuhren, auch die Karren und Körbe der zu Wochenmärkten ziehenden Bauern stießen bald auf städtische, bald auf fürstliche Schlagbäume, an denen verhaßte Zöllner sie zum Auspacken und Bezahlen zwangen. In einer vom „Deutschen Handels- und Gewerbeverein“ erbetenen Denkschrift schilderte Friedrich List die selbst für Großkaufleute trostlosen Zustände mit den Worten: „Achtunddreißig Zoll- und Mautlinien lähmen den Verkehr im Innern und bringen ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie wenn jedes Glied des menschlichen Körpers unterbunden wird, damit das Blut ja nicht in ein anderes überfließe. Um von Hamburg nach Österreich, von Berlin in die Schweiz zu handeln, hat man zehn Staaten zu durchschneiden, zehn Zoll- und Mautordnungen zu studieren, zehnmal Durchgangszoll zu bezahlen. Wer aber das Unglück hat, auf einer Grenze zu wohnen, wo drei oder vier Staaten zusammenstoßen, der verlebt sein ganzes Leben mitten unter feindlich gesinnten Zöllnern und Mautnern, der hat kein Vaterland“ (Schnabel III 331 f.).

Preußen hatte hauptsächlich zu Gunsten seiner ostelbischen Junker alle

⁷ Erinnerungen 1848—1914. Von Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff. 8^o (324 S.) Leipzig 1928, Koehler. Geb. M. 10.—

von Provinzen oder Städten erhobenen Binnenzölle im Jahre 1818 beseitigt. Aber da seine westlichen Gebiete zwischen andern Staaten zerstückelt lagen, konnte es zu einer wirklichen Markteinheit nur durch Zollverträge gelangen, und es hatte damit binnen wenigen Jahren auch bei süddeutschen Staaten große Erfolge. Wie wenig man über die nationale Tragweite dieser Verträge im unklaren blieb, geht aus der Denkschrift des preußischen Finanzministers Motz hervor, der bereits 1829 seinem König darlegte, „daß Einigung dieser Staaten zu einem Zoll- und Handelsverbande zugleich auch Einigung zu einem und demselben politischen System mit sich führt“ (Schnabel II 301). Es war dann wirklich eine nationale Stunde, als am 1. Januar 1834 im größten Teile Deutschlands die Zollgrenzen fielen. In langen Reihen warteten in der Silvesternacht die Frachtwagen auf den Landstraßen. „Als die Mitternachtsstunde dröhnte, öffneten sich die Schlagbäume, und unter lautem Jubel eilten die Wagenzüge über die Grenze, die sie künftig mit voller Freiheit überschreiten durften“ (Schnabel III 334).

Aber wenn nun die Grundbesitzer des preußischen Ostens Getreide, Holz und Wolle ungehindert ausführen konnten und auch der Handel mancher Städte in der neuen Regelung Vorteil fand, erfuhr das Gewerbe im Westen und Süden bei weitem nicht denselben Schutz gegen den Preisdruck der mehrere Menschenalter früher entwickelten englischen Industrie. Daraus entstand eine weitere innerdeutsche und ebenfalls die nationale Einigung fördernde Aufgabe: der Ausgleich zwischen Industrie und Landwirtschaft. Am klarsten hat sie Friedrich List gesehen, der überhaupt an der Verbindung wirtschaftlicher und nationaler Gedanken den größten Anteil hat. „Den Gedanken der nationalen Einheit hat er als erster in seiner vollen, Kultur und Wirtschaft umfassenden Bedeutung ergriffen und ihn allen Völkern übermittelt, die in das Zeitalter ihrer nationalen Einheitskämpfe eintraten. Er hat das Nationalinteresse gegen die Provinzial- und die Partei-Interessen erhoben; er hat als erster gewagt, Deutschland aus einem geographischen Begriff in eine politisch-wirtschaftliche Einheit umzudenken“ (Schnabel III 340). In den deutschen Bodenschätzen, in Deutschlands Lage unter einem gemäßigten Himmel und mit guten Zugängen zur See, nicht zuletzt in den vielseitigen Fähigkeiten des deutschen Geistes und Charakters erkannte er die Grundlagen für eine glänzende Entwicklung der Industrie, wenn sie sich mit Handel und Landwirtschaft zu einer wirklichen Volkswirtschaft zusammenschließe, die sich dann im Verein mit andern Volkswirtschaften zu einer Weltwirtschaft erweitern werde, wofern man nur nicht alles vom Staat erwarte, sondern überzeugt bleibe, daß an der Verwirklichung dieser großen Zukunft Staat und Volk in nationalem Geiste zusammenarbeiten müßten. Wie er sich Deutschland dachte und für den deutschen Gedanken wirkte, flammte zündend in den berühmt gewordenen Sätzen auf, mit denen er am 23. Dezember 1844 in Wien einen festlichen Trinkspruch schloß (Schnabel III 369): „Deutschland, in Wissenschaft und Kunst, in Literatur und Gesittung ein Stern erster Größe unter den Nationen der Erde — Deutschland, bestimmt durch seine natürlichen Hilfsquellen, durch die Tüchtigkeit seiner Völker und

eine weise Handelspolitik, das reichste Land des europäischen Kontinents zu werden — Deutschland, durch Einheit und innere Entwicklung berufen zu der hohen Stellung eines der ersten Garanten des europäischen Friedens — Deutschland, unser großes und herrliches, unser gemeinsames und geliebtes Vaterland, die deutsche Einheit lebe hoch!“

Wohl keinem der deutschen Wirtschaftsführer und Wirtschaftsgelehrten stand die leidenschaftliche Glut zur Verfügung, mit der List als Theoretiker und Praktiker zur nationalen Einheit drängte und deshalb auch ein ganz Deutschland nach einheitlichem Plan durchziehendes Eisenbahnsystem forderte und entwarf. Aber auf so vielen Punkten seine Anstrengungen scheiterten, dem Grundgedanken der Verschmelzung wirtschaftlicher und nationaler Antriebe konnte sich niemand entziehen. In den Jugendjahren des Eisenbahnbaus pries man die dazu ausgegebenen Aktien als „Wechsel, ausgestellt auf Deutschlands Einheit“, die Schienen als „Hochzeitsbänder, Trauungsringe“, mit denen sich die deutschen Länder vermählen (Schnabel III 390). Und der im Frühjahr 1935 gestorbene Serbe Michael Pupin, Professor an der Columbia-Universität in Neuyork, erzählt in seinem menschlich und wissenschaftlich bezaubernden Erinnerungsbuche (S. 257), als er in den achtziger Jahren bei Helmholtz in Berlin seine Studien fortgesetzt habe, sei ihm von einem sehr gelehrten Deutschen etwas gesagt worden, was „einen dauernden Eindruck“ auf ihn gemacht habe: „Nach ihm würde das geeinigte Deutschland keinen langen Bestand gehabt haben, wenn nicht der rapide Aufschwung der deutschen Stahlindustrie und in dessen Folge der anderer deutscher Industrien eingetreten wäre. Die Organisation Deutschlands als wirtschaftliche Einheit sicherte die Organisation Deutschlands als politische Einheit.“⁸

Allerdings reichte ja die staatliche Einheit nicht „von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt“, geschweige denn „soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt“. Gerade der Deutsche hat von jeher auffallend leicht übersehen, daß eine politische oder wirtschaftliche Einheit, die sich begrifflich denken und dichterisch umschwärmen läßt, darum noch durchaus nicht lückenlos in der Wirklichkeit erfüllbar oder auch nur erfüllenswert zu sein braucht. Weit mehr als bei der wirtschaftlichen Zusammenlegung mußte man beim staatlichen Zusammenschluß des deutschen Volkes mit den durch Natur und Geschichte gegebenen Verschiedenheiten rechnen. Selbstverständlich kamen dabei die Millionen von Deutschen, die seit vielen Menschenaltern in Rußland und in den Ländern der ungarischen Krone blühende Siedlungen gegründet hatten oder das ganze 19. Jahrhundert hindurch nach Amerika auswanderten, überhaupt nicht in Betracht, obgleich sie sich größtenteils nicht weniger national verhielten als ihre vom Norden Europas nach Westen, Süden und Osten vorgedrungenen germanischen Vorfahren. Auch die hatten sich allenthalben mit den Völkern vermischt, in deren Wohn-

⁸ Vom Hirten zum Erfinder. Von Michael Pupin. Autorisierte deutsche Übersetzung von Jessy Schmidt. 80 (IV u. 390 S.) Leipzig 1929, Meiner. Geb. M. 12.—

gebieten sie sich niederließen, und als die Deutschamerikaner es ebenso machten, dienten sie dem deutschen Ruhme auf die einzige Art, die ihnen möglich war. Theodor Roosevelt hat das als Präsident der Vereinigten Staaten mit den Worten anerkannt: „Jedes Einwanderungselement hat zu unserem Nationalcharakter beigetragen, keinem aber schulden wir mehr als dem deutschen“ (Schnabel III 360).

Während aber jeder sieht, daß in diesen Fällen schon der Raum eine staatliche Vereinigung mit dem Mutterlande unmöglich machte, wird meistens vergessen, daß auch das geschlossene Wohngebiet des deutschen Volkes in Mitteleuropa durch seine natürliche Beschaffenheit durchaus nicht in der Weise auf einen einheitlichen Staat weist wie Frankreich. „Wenn Frankreich durch seine natürlichen Grenzen zwischen Ozean, Pyrenäen, den Alpen- und Maashöhen von Anfang an eine unvergleichliche Geschlossenheit besaß, die nur von Norden her durch den Einbruch der Oise einen Zugang ließ, und wenn in Frankreich alle Provinzen nach dem natürlichen Mittelpunkt, der Isle de France, konvergierten, so fehlten diese Vorbedingungen des nationalen Zentralismus dem deutschen Leben völlig“ (Schnabel II 89). Dazu kommen besonders zwischen Norden und Süden so große Verschiedenheiten der Rasse, des Brauchtums, der Religion, der althergebrachten Gemeindeverwaltung, daß aus diesen Gründen der Freiherr vom Stein in einer Denkschrift des Jahres 1812 zwar die Wiederherstellung des alten deutschen Reiches, aber zugleich eine politische Mainlinie vorschlug: die Vormacht könne zwischen Österreich und Preußen geteilt werden, und alle andern Gebiete sollten sich ihnen in irgend einer Form anschließen (Schnabel I 546). Freilich hat Stein diesem Einigungsplan mehrere auf anderer Grundlage folgen lassen. Sie alle scheiterten hauptsächlich an dem geschichtlichen Hindernis der einzelstaatlichen Besitzrechte. Schon 1804 hatte der Freiherr mutig dem Herzog von Nassau geschrieben, die Stärkung der Mittelstaaten tue der gesamtdeutschen Unabhängigkeit und Selbständigkeit den meisten Schaden; diese Staaten müßten „mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden“ (Schnabel I 330). Wie das aber ohne Rechtsbruch geschehen könne, hat Stein nicht angegeben.

Naturgemäß machte zunächst Österreich seinen geschichtlichen Anspruch auf die Führung der Einheitsbestrebungen geltend. Schon den Krieg des Jahres 1809 hatte es, während der preußische König zagend zurückblieb, als deutsche Erhebung gegen Napoleon allein führen müssen. „Das Jahr 1809 ist trotz allem Mißgeschick ein Jahr der deutschen Großtaten Habsburgs“ (Schnabel I 398). Die Tiroler standen begeistert auf, gleiche Volkserhebungen in Norddeutschland, die von Einzelgängern wie Dörnberg und Schill in heimlicher Verbindung mit Gneisenau und Scharnhorst herbeigeführt werden sollten, blieben aus. Die Niederwerfung Napoleons mißlang, und als sie sechs Jahre später mit Hilfe Rußlands und Englands erreicht war, legte wiederum Österreich den einzigen Plan vor, den damals die Kämpfer für deutsche Einheit annehmen konnten: nicht den Nationalstaat, sondern den nationalen Staatenbund.

Diesen „friedlichen Dualismus“ Österreichs und Preußens hätten die durch lange Kriegsjahre zermürbten und verelendeten Völker nicht so bald gestört, wenn nicht die verhältnismäßig kleine Schar der geistigen Führer des liberalen Bürgertums durch die kümmerliche Verwirklichung der zugesagten Verfassungsfreiheiten enttäuscht worden wäre. So aber wurden immer weitere Volkskreise in die Bewegung gegen die nationale Unzulänglichkeit des Deutschen Bundes hineingezogen, und Deutsche wie Fremde fuhren als zu einem unerhört spannenden Schauspiel nach Karlsruhe, wo im Ständesaal „die umjubelten Volksführer die Frage der Einheit und Freiheit zum ersten Male öffentlich erörterten und der Kampf gegen das alte System einen oft sehr dramatischen Verlauf genommen hat“ (Schnabel II 226). Von der akademischen Jugend drängte in diese nationalstaatliche Richtung am stärksten die von Jena sich ausbreitende Burschenschaft. Sie übernahm von der „schwarzen Schar“ Lützows, die rote Aufschläge und gelbe Knöpfe trug, die Burschentracht und stellte sich sowohl daraus die berühmten Fahnenfarben Schwarz-Rot-Gold zusammen, die das alte Deutschland nie gekannt hatte. „Die Vorkämpfer der nationalen Einheitsbewegung haben dann alle des Glaubens gelebt, daß die Farben, für die sie stritten und verfolgt wurden, die Farben des alten deutschen Reiches gewesen seien“ (Schnabel II 243).

Als aber nach den revolutionären Unruhen des Jahres 1848 die Frankfurter Nationalversammlung einen Schritt weiter aus den Einheitsträumen in die Wirklichkeit tun sollte, zerbrach der friedliche Dualismus Österreichs und Preußens, und obgleich der preußische König die ihm von einer schwachen Mehrheit angetragene Kaiserkrone ablehnte und auch nach dem kläglichen Ende der Nationalversammlung einstweilen mit dem Kaiser und den Fürsten gemeinsam die deutsche Sache zu verwalten fortfuhr, suchte doch Bismarck die politische Lage immer mehr und zuletzt mit Gewalt zum Ausschluß Österreichs zu benutzen und den unbefriedigenden Staatenbund durch einen zwar kleineren, aber von Preußen mit starker Hand geführten deutschen Bundesstaat zu ersetzen. Von alledem erzählt Schnabel noch nicht, aber die Fortsetzung seines Werkes wird hoffentlich diese Vorgänge der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit derselben Lebendigkeit vor uns erstehen lassen, die den drei vorliegenden Bänden soviel Beifall gewonnen hat. Da er Deutschland im 19. Jahrhundert darstellen will, wird er nicht untersuchen können, inwiefern das Verschwinden der Fürsten und der Länder mit Wandlungen des deutschen Nationalgefühls zusammenhängt; doch hat er schon jetzt zum tieferen Verständnis auch der letzten Jahrzehnte des nationalen Ringens einen ungewöhnlich reichen Beitrag geliefert⁹.

⁹ Das Wichtigste aus der wissenschaftlichen Literatur über die deutsche Einheitsbewegung verzeichnet R. F. Arnold, Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte. 3. Aufl. (Berlin 1931) S. 389 f. Über wesentliche Erscheinungen der folgenden Jahre unterrichtet z. B. Meineckes Historische Zeitschrift.

Und so dürfte denn schließlich zu sagen sein, daß auch in der Pflege des Nationalbewußtseins die deutsche Gegenwart mit der Erbschaft des oft so gering geschätzten 19. Jahrhunderts begnadet und belastet und keineswegs wie durch eine völlige Neuschöpfung von ihm geschieden ist. Alle Grundlagen des nationalen Empfindens von heute sind schon damals erkannt und mühsam aufgebaut worden: Man wußte um die nationalen Werte von Rasse und Brauch, von Boden und Sprache, von deutschem Dichten und Denken, deutschem Beten und Arbeiten, deutscher Heimatenge und deutscher Weltumspannung, und man kämpfte gegen die deutsche Neigung zu national hemmender Behäbigkeit, Träumerei und Zwietracht. Um die nationale Einheit Deutschlands haben sich alle Stände, alle politischen Richtungen und alle religiösen Bekenntnisse bemüht, die Männer des Gedankens wie der Tat, die Deutschen des Mutterlandes wie der Fremde. So wenig wie wir heute hätten sie mit kurzen Worten klar sagen können, was Nation ein für allemal ist und sein soll, aber sie fühlten unwiderstehlich, daß es dabei um ihr volles Erdenleben und um mehr noch ging. Und wenn Jahrzehnt um Jahrzehnt in diesem Meer von Gefühlen Rauhes und Sentimentales, Verstiegene und Verständiges, Edles und Gemeines ohne Ruhe durcheinanderwogten, so spricht daraus wohl deutlich genug die Mahnung, daß Erkenntnis und Verwirklichung des wahren deutschen Nationalgedankens niemals fest umgrenzter und ungestörter Besitz, sondern stets eine geistige und sittliche Aufgabe ist, die jeder Zeit zur Weiterführung gestellt wird.

Die Fremdheit

Von Max Pribilla S. J.

Die Fremdheit, die hier gemeint wird, ist die Fremdheit zwischen Katholizismus und Protestantismus in unserem deutschen Vaterland. Über sie hat Dr. Paul Fechter jüngst im Juliheft der „Deutschen Rundschau“ einen Aufsatz veröffentlicht, der durch tiefes Erfassen der wirklichen Lage und vornehme, zur Verständigung bereite Gesinnung ausgezeichnet ist. Da unsere Zeitschrift sich schon seit Jahrzehnten um ein besseres Verhältnis der beiden christlichen Konfessionen bemüht, scheint es angebracht, auf die Ausführungen des protestantischen Verfassers näher einzugehen und ihren Inhalt von der katholischen Seite her zu ergänzen.

Im Eingange seines Aufsatzes umschreibt Fechter, von einem praktischen Beispiel ausgehend, zutreffend und klar die tatsächliche geistige Lage: „Protestantismus und Katholizismus waren und sind zwei Welten, die sich äußerlich durchdringen, neben-, miteinander leben, das Reich und seine Kultur bilden und sich im Grunde doch völlig fremd, wenn nicht gar gegnerisch gegenüberstehen. Man kann noch heute zu den merkwürdigsten Ergebnissen kommen, wenn man Protestanten um Auskunft über den deutschen Katholizismus oder umgekehrt Katholiken um Äußerungen über das Wesen des deutschen Protestantismus ersucht. Die gegenseitige Fremdheit, ein eingeborenes Nationallaster der Deutschen, macht